Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1926)

Heft: 5

Artikel: Die Kirchen des Oberengadins aus alter und neuer Zeit

Autor: Brügger, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-396437

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur Mai 1926 Nr. 5

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS.

Die Kirchen des Oberengadins aus alter und neuer Zeit.

Eine bau- und kulturgeschichtliche Studie
von Architekt Christian Brügger, Schmerikon.

EINLEITUNG.

Welcher einheimische oder fremde Wanderer wird nicht freudig bewegt, wenn er an einem sonnendurchwirkten Sommertag in das lichte Hochtal des Engadins einzieht und dasselbe durchwandert? Eine Fülle reizvoller hochalpiner Landschaftsbilder drängt sich dem Auge in bunter Farbenpracht auf, — bald saftig grüne Matten, blumige Auen und tiefblaue Alpenseen, — bald dunkle Arven- und Lärchenwälder, — und darüber in blendender Reinheit und Schönheit die ewigweißen Firnen der Alpenwelt. Kein Wunder, daß alljährlich Tausende von Fremden aus allen Teilen der Erde hier zusammenströmen, um in gesunder Bergluft, heilbringender Sonnen- und Quellenwirkung, sowie landschaftlicher Prachtfülle die notwendige Ruhe und Erholung und Kräftigung der Gesundheit zu suchen und zu finden. Kein Wunder auch, daß der Einheimische nur ungern sein geliebtes Engadinertal verläßt, in der Fremde mit stillem Heimweh an dasselbe zurückdenkt und sich nach der Zeit sehnt, wo es ihm vergönnt sein wird, wieder in seine traute und wonnige Alpenheimat zurückzukehren.

Nicht weniger als die schöne Landschaft erfreuen das Auge des Wanderers auch die zahlreichen freundlichen Ortschaften, welche in dieselbe hineingestreut sind. Wie eine Perlenschnur

reihen sich die schmucken Engadiner Dörfer aneinander. Und eine besondere Nummer — sozusagen — bilden in jedem Ort die Kirche und der Kirchturm. Gerade sie sind es, welche dem Dorfbild — außer Lage und landschaftlicher Umgebung — ein eigenes Gepräge geben. Besonders belebend wirkt auf den Beschauer der oft weithin sichtbare Kirchturm. Der Kirchturm ist eben nicht nur — seinem Hauptzweck entsprechend — Glockenturm und Uhrturm, sondern zusammen mit der anstoßenden Kirche zugleich auch ein geradezu typisches Merkmal der betreffenden Ortschaft.

In den Dörfern des Engadins grüßen uns in bunter Abwechslung eine stattliche Anzahl hübscher Kirchen aus alter und neuer Zeit. Und wie vieles haben uns diese altehrwürdigen Gotteshäuser zu sagen aus Geschichte, Kultur und Baukunst der Vergangenheit!

Wenn ich mir in der Folge erlaube, die Kirchen des Oberengadins und ihre Schicksale einer Besprechung zu würdigen, so geschieht es hauptsächlich deshalb, um sowohl Einheimische als Besucher des Engadins anzuregen, außer den landschaftlichen Reizen des Tales auch diesen Bauten etwelche Aufmerksamkeit zu schenken. Auf streng kritische und lückenlose Wissenschaftlichkeit erheben meine Ausführungen nicht Anspruch. Indessen beruhen sie auf eigener Anschauung und sorgfältiger Benutzung einschlägiger Quellenwerke.

A. Allgemeines über Geschichte, Bauart und Baumeister der Oberengadiner Kirchen.[1]

Schon früh fand das Christentum Eingang in die rätischen Lande. Als die ersten Glaubensboten werden von der christlichen Überlieferung der hl. Luzius und seine Schwester Emerita genannt und verehrt. Sie sollen schon Ende des 2. Jahrhunderts gelebt und in der Gegend von Chur, Trimmis und Luzisteig das Evangelium verkündet haben. Schon früh, im 6. Jahrhundert, bestand in Chur, wo die beiden Heiligen beigesetzt waren, eine St. Luziuskirche. An dieselbe wurde später eine Schule und ein Prämonstratenserkloster angebaut. Dem hl. Luzius geweihte Kirchen, Kapellen und Altäre gibt es im rätischen

[1] Anmerkung des Herausgebers: Der erste Teil dieser Arbeit mit seinen Erörterungen über die Kirchenbaustile im allgemeinen mußte aus raumökonomischen Gründen stark gekürzt werden.

Gebiet eine große Anzahl; im Engadin waren es die Hauptkirchen von Zuoz und Ardez. St. Luzi war auch der Patron des Hochgerichtes Oberengadin, und sein Brustbild erscheint daselbst bereits auf einem Siegel aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Für die Ausbreitung des Evangeliums war die römische Weltherrschaft von großem Vorteile. Der leichte und rege Verkehr ermöglichte die verschiedensten Gelegenheiten, um das Licht des christlichen Glaubens in allen Provinzen des römischen Reiches zu verbreiten. Außer dem Militär mögen auch die römischen Kaufleute, welche selbst die entlegensten Gebiete des großen Reiches durchzogen, das ihrige dazu beigetragen haben. Nachdem der römische Kaiser Konstantin der Große, welcher von 323 bis 337 regierte und sich taufen ließ, den christlichen Glauben als Staatsreligion erklärt hatte, wurden auch außerhalb Roms an allen wichtigen Punkten des Reiches Bischofssitze errichtet. So mögen wohl auch schon sehr frühzeitig in den beiden Hauptstädten Chur und Augsburg der römischen Provinz Rätia bischöfliche Stühle oder Cathedras errichtet worden sein.

In der allerersten Zeit gab es in jeder Diözese nur eine Kirche, diejenige des Bischofs, welche Kathedrale oder Dom genannt wurde. Bald aber entstanden für die Landgemeinden besondere Pfarrkirchen, sogenannte Tituli, die ihre eigenen Einkünfte hatten und deren Priester die Taufe und andere Sakramente spenden durften. Vornehme Christen errichteten auf ihren Ländereien Gotteshäuser und sorgten für den Unterhalt eines Geistlichen. Wer eine solche Kirche baute, war auch verpflichtet, dieselbe mit den nötigen Grundstücken als Dotation zu versehen.

Daß auch im Oberengadin — besonders an den Hauptorten der wichtigen Alpenpässe und Verkehrsstraßen zwischen Nord und Süd — wahrscheinlich schon zur römischen Zeit Kirchen erbaut wurden, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Auch die Namen mancher Kirchen, wie z. B. St. Peter in Samaden, St. Mauritius in St. Moritz und andere, weisen auf römischen Ursprung hin. Manche derselben mögen wohl — wie auch anderwärts — an der Stelle alter heidnischer Kultusstätten errichtet worden sein.

Die erhöhte Lage mancher Kirchen und Dörfer auf Hügeln — wie z. B. St. Gian bei Celerina —, oder die Orte Cresta und Samaden, deuten darauf hin, daß in alter Zeit auch ein Teil der unteren Talstufe des Oberengadins bei Celerina und Samaden mit Seen ausgefüllt war, welche wohl erst unterhalb Bevers, wo das Tal sich allmählich verengert, in den Flußlauf des Inns ausmündeten.

Von diesen frühesten Engadiner Kirchen dürfte aber wohl — außer etwelchen Grundmauern — nichts mehr zu sehen sein, denn auch die ältesten der noch vorhandenen Kirchen datieren in ihrer jetzigen Erscheinung aus einer späteren Zeit. Dagegen darf man wohl annehmen, daß viele derselben an der gleichen Stelle errichtet wurden, wo sich schon früher Gotteshäuser befunden hatten. Die ältesten Kirchen waren übrigens meist aus Holz gebaut, wie auch die Wohnhäuser der damaligen Zeit.

Nach dem Untergang des römischen Reiches standen die Engadiner wie die übrigen Rätier nacheinander unter der ostgotischen, langobardischen und fränkischen Herrschaft und dann unter den schwäbischen Herzogen. Über die kirchliche Bautätigkeit während dieses Zeitabschnittes finden sich nur spärliche Berichte vor. Das Testament des Bischofs Tello vom Jahr 765 sowie einige kaiserliche Urkunden aus späterer Zeit geben etwelche Aufschlüsse darüber. In einem zum Zwecke der Ausscheidung des staatlichen und bischöflichen Gutes aufgestellten Urbar Ludwigs des Frommen vom Jahre 831 sind die verschiedenen Kirchen, Kapellen und Klöster aufgezählt, welche samt ihrem Grundbesitz und ihren Zehnten an den König zurückfielen. Ferner geht aus einer Klageschrift des Bischofs Viktor III. an König Ludwig hervor, daß um das Jahr 830 in Rätien bereits etwa 230 Kirchen vorhanden waren[2].

Über die Kirchen des Oberengadins finden sich aber erst mit Beginn des 12. Jahrhunderts wieder die ersten genaueren urkundlichen Notizen vor. Es war dies im Jahre 1139, als die Bischöfe von Chur die Herrschaftsrechte über das Tal den schwäbischen Grafen von Gamertingen-Achalm, die bei Pontresina eine Burg hatten, abkauften. In der betreffenden Urkunde vom 22. Januar 1139[3] heißt es, der

[2] Mayer, Geschichte des Bistums Chur, Seite 94.

[3] Mohr, Geschichte von Graubünden, Bd. I, S. 160, 164 u. 165.

Bischof habe für 800 Mark Silber und 60 Unzen Gold die gräflichen Besitzungen zu Chur, Samaden, Scanfs, Campovast, Madulein, Bevers, St. Moritz und Pontresina (die Namen sind lateinisch geschrieben) samt den Kirchen in Zuoz und Samaden mit deren Zehnten gekauft. In dieser Urkunde werden auch die Kirchen St. Luzius in Zuoz, St. Peter in Samaden und St. Mauritius in St. Moritz genannt und als Mutterkirchen oder Hauptkirchen des Oberengadins bezeichnet. Diese drei Gotteshäuser sind deshalb wohl als die ersten und ältesten des obern Tales zu betrachten.

Dem Range nach würde die Einteilung aller kirchlichen Gebäude drei Gruppen ergeben, nämlich: a) Mutterkirchen oder Hauptkirchen; b) Filialen oder Tochterkirchen; c) kleine Nebenkirchen und Kapellen. Als vierte, besondere Gruppe wären dann noch die Klöster zu erwähnen; solche gab es in Schuls, Capella bei Scanfs und in Silvaplana.

Nach Nüschelers Angabe[4] umfaßte das bischöfliche Dekanat des Tales Engadin im Jahre 1330 die Pfarrkirchen zu Schleins, Remüs, Sent, Ardez, Süs, Zernez, Zuoz, Samaden und St. Moritz. Im Jahre 1525 bestanden sodann noch Pfarrkirchen — romanisch Plaivs — zu Fetan, Guarda, Lavin, Scanfs, Camogasc, Pontresina und Sils. Als Filial- oder Tochterkirchen werden im Abhängigkeitsverhältnis von den drei Oberengadiner Mutterkirchen folgende genannt: von Zuoz abhängig: Scanfs, Camogasc und Madulein; von Samaden abhängig: Celerina, Bevers und Pontresina; von St. Moritz abhängig: Sils, Silvaplana und Campfèr. Außerdem gab es sowohl innerhalb der drei kirchlichen Hauptorte, als auch in ihren Filialgemeinden und deren zugehörigen Nebenorten[5] noch eine beträchtliche Anzahl kleinerer Kirchen oder Kapellen, welche ebenfalls von den Hauptkirchen aus pastoriert wurden.

Die Churer Bischöfe übertrugen später ihre Herrschaft über das Tal als Erblehen auf die Familie Planta von Zuoz. Urkundlich erhielt im Jahre 1244 ein Andreas von Planta vom Bischof Volkard das Kanzleramt im Oberengadin. Vom näm-

---

[4] Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, 1864.

[5] Hiezu ist zu bemerken, daß früher die Engadiner Gemeinden nicht so geschlossene Dorfkomplexe bildeten wie heutzutage, sondern in mehrere Häusergruppen geteilt waren.

lichen Bischof Volkard wurde in unruhiger Zeit auch die Burg Guardaval bei Madulein als Talwache gebaut.

Im fünfzehnten Jahrhundert entstanden nacheinander die Drei Bünde, welche sich in der Folge zu einem Freistaat vereinigten. Die Wirkungen dieser gefestigten Zustände waren bald zu erkennen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit förderte mächtig die Entwicklung geordneter Gemeindewesen. „Welch einen gewaltigen und allgemeinen Einfluß die Besserung der bündnerischen Zustände zur Folge hatte," sagt Rahn[6], „beweist die außerordentliche kirchliche Bautätigkeit, die sich in diesem Lande seit den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts allüberall entfaltete."

Die bedeutsamen geschichtlichen Ereignisse des Jahres 1499, wo sämtliche Orte des Oberengadins in Flammen aufgingen, stehen naturgemäß in unmittelbarem Zusammenhang mit der weiteren baugeschichtlichen Entwicklung der zerstörten Ortschaften und ihrer Gotteshäuser. Dem aufmerksamen Beobachter und Beschauer unserer alten Kirchen muß es trotzdem auffallen, daß diese Gotteshäuser eine sehr mannigfache und verschieden gestaltete Bauart aufweisen, nicht nur in bezug auf ihre Lage oder auf die Verschiedenheit des Baumaterials und der Konstruktion, sondern namentlich im Hinblick auf ihre architektonische Stilrichtung, sei es im Grundriß oder in der Gliederung der Einzelformen.

Es ist nicht Aufgabe dieser Studie, über die Geschichte der Kirchenbaukunst im allgemeinen, über Merkmale und Unterschiede der einzelnen Baustile zu orientieren. Nur ein kurzer Hinweis auf einige wichtige Punkte sei mir gestattet.

Die beiden mittelalterlichen Baustile, welche für meine Beschreibung der älteren Engadiner Kirchen in Betracht kommen, sind der romanische und der gotische Stil[7], im volkstümlichen Sinne als Rundbogen- bzw. als Spitzbogenstil bezeichnet. Sie fallen in die Zeit vom Jahre 1000 bis 1500, so etwa, daß der romanische Stil von 1000 bis 1250 und der gotische von 1250 bis 1500 anzunehmen wäre. Auch liegt zwischen beiden Stilarten ein sogenannter Übergangsstil. Bestimmte scharfe Grenzen lassen sich nicht ziehen, da in manchen Ländern die sti-

[6] Rahn, Kunstgeschichte der Schweiz, S. 534.

[7] Das Wort Stil stammt vom griechischen Ausdruck „stylos" (deutsch: Säule).

listische Entwicklung raschere Fortschritte machte als in andern. So z. B. tritt in Frankreich die Gotik schon im 12. Jahrhundert auf und erreichte dort bereits im Laufe des 13. Jahrhunderts ihre Blütezeit, während in manchen andern Ländern noch ganz romanisch gebaut wurde. Auch ist zu beachten, daß die Entwicklung der Baustile zuerst in den größeren Städten erfolgte und sich dann erst später allmählich auf die Landkirchen verbreitete. In den Engadiner Kirchen — besonders bei den Türmen — dauerte die romanische Bauweise bis tief in die gotische Stilperiode hinein, während die entwickelte Gotik daselbst erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts in die Erscheinung tritt. Auch entstanden hier noch nach dem Jahre 1500 gotische Kirchen, also zu einer Zeit, als in anderen Ländern bereits die Renaissance Eingang gefunden hatte. Es ist daher auch für den Fachmann und Kenner nicht immer ganz leicht, aus den Architekturformen der Engadiner Kirchen auf die genaue Zeit ihrer Entstehung zu schließen.

Die alte romanische Dorfkirche charakterisiert sich hauptsächlich durch ihre typische Grundrißform, nämlich als ziemlich langes Rechteck mit einem kleinen, meist halbkreisförmigen Ausbau auf der dem Haupteingang gegenüberliegenden Schmalseite. Das Rechteck oder Langhaus, auch Schiff genannt, ist der eigentliche Kirchenraum für die Gemeinde. Der halbrunde, zuweilen auch viereckige Ausbau, die sog. Apsis, dient als Chor für die Geistlichen und Platz für den Hochaltar. Das Langhaus hatte eine flache Holzdecke, die Apsis einfache Wölbung. Solche romanische Kirchen sind St. Maria in Pontresina und St. Gian bei Celerina. Kirchtürme des frühromanischen Baustils finden sich außerdem auch bei mehreren anderen späteren Kirchen als Überbleibsel aus alter Zeit. Dieselben, meist aus sehr hartem Tuffstein errichtet — z. B. bei St. Peter von Samaden —, haben jedenfalls bei Bränden und Zerstörungen besser standgehalten als die Kirchen, oder wurden bei späterem Umbau der anstoßenden Kirche unverändert gelassen. Die romanischen Türme kennzeichnen sich durch die prächtigen rundbogigen Schallöffnungen mit Zwischensäulchen, sowie durch ein niederes, meist gemauertes Zeltdach — z. B. in St. Gian und Cresta bei Celerina —, während die etwas späteren Turmaufbauten — z. B. in Zuoz, Scanfs und Camogasc — durch hohe schlanke Spitzhelme bekrönt sind.

Häufig wurden im Mittelalter die Kirchen so angelegt, daß der Chor auf die Ostseite zu stehen kam, also der Blick zum Altar gegen Sonnenaufgang gerichtet war. Fenster befinden sich bei den alten Kirchen des Engadins gewöhnlich nur auf der Südseite, oder bei den gotischen außerdem noch im Chor.

Der gotische Kirchenbau entwickelte sich aus dem romanischen durch reichere Umbildung der Choranlage, Erleichterung der baulichen Massen und eine virtuose Ausbildung der Gewölbetechnik. Alles strebt darin nach Licht und Höhe, sowie einer feinen und zierlichen Gestaltung der Bauformen. Die gotische Bauweise hatte durch die Entwicklung der Gewölbetechnik es verstanden, die dicken Mauermassen der romanischen Kirchen gleichsam aufzulösen, indem sie den Druck der Gewölbegurten und -rippen nur auf einzelne kräftiger vortretende Mauerpfeiler verteilte, sowohl innere sog. „Dienste", als auch äußere „Strebepfeiler". Die zwischen den Pfeilern liegenden Fenster konnten größer gemacht und mit zierlichem Maßwerk geschmückt werden. Über den hohen, spitzbogigen Gurten und Schildbögen aber entfalteten sich prächtige komplizierte Stern- und Netzgewölbe, wie wir solche bei mehreren Engadiner Kirchen bewundern können (Silvaplana, St. Peter in Samaden, Camogasc, Zuoz, Schuls, Remüs).

Während wir von den Baumeistern der alten romanischen Kirchen keine Kunde haben, ist es in der späteren gotischen Zeit einer pietätvollen Gesinnung zu verdanken, daß wir bei zahlreichen Kirchen — trotz vielfacher Restauration — durch Inschriften über die alten Meister wohl unterrichtet sind. Solche Inschriften sind entweder an den Gewölben des Chores oder des Schiffes, zuweilen auch am Chorbogen vorhanden, und gewähren uns durch Angabe der Jahrzahl sowie des Baumeisters und dessen Monogramms oder Werkzeichens einen willkommenen Einblick in die Betriebsamkeit der damaligen wandernden Architekten.

Die Baumeister des Mittelalters waren meist gelernte Steinhauer oder Steinbildhauer, damals Steinmetzen genannt. Ein solcher Steinmetzmeister der damaligen Zeit aber war in den meisten Fällen mit einem recht vielseitigen Wissen und Können ausgestattet. Der bessere Steinmetzmeister konnte

auch Zeichnungen und Baurisse — wie man die Baupläne damals nannte — selber anfertigen. Auch verstand er es, ohne statische Berechnungen und ohne Kenntnis einer wissenschaftlich-mathematisch begründeten Festigkeitslehre, sondern nur auf Überlieferung und guten Erfahrungen fußend, sowie sorgfältiger Auswahl eines erprobten Baumaterials, seinen Baukonstruktionen die Gesetzmäßigkeit einer guten Stabilität und langer Dauerhaftigkeit wohl einzuprägen. Daß die damaligen Steinmetzen in ihrer Eigenschaft als Kirchenbaumeister häufig auch den Bauplan entworfen und aufgezeichnet haben, wissen wir aus mancherlei Beispielen. So z. B. ist der Bauriß des Münsters von Straßburg, welcher von dessen Erbauer, Erwin von Steinbach, angefertigt wurde, noch vollständig erhalten und dort zu sehen. Neben dem technischen Können aber zeigt sich häufig bei dem nämlichen Meister auch der hohe ideale Flug edelster Kunstempfindung und künstlerischer Betätigung.

Es mögen hier zunächst noch einige Bemerkungen über die damaligen Bauhütten und Meisterordnungen wohl am Platze sein. Wie dies bei anderen Handwerkern der Fall war, so vereinigten sich auch die Maurer und Steinmetzen zu Innungen und Zünften. Diese wurden auch Bruderschaften genannt. Ein größerer Verband derselben war zum ersten Male im Jahre 1459 in Regensburg zustande gekommen. Er umfaßte vier Distrikte oder Bezirke, mit den vier Hauptstädten, in welchen damals große Münster oder Domkirchen gebaut wurden, nämlich Straßburg, Köln, Wien und Bern. (An die Stelle von Bern trat für das schweizerische Gebiet später Zürich.)

Die Ordnung der Bauhütten, welchen Namen diese Verbrüderungen von dem auf der Baustelle befindlichen Werkhause führten, bezieht sich in erster Linie auf die Regulierung der Berufsverhältnisse. Der Vorsteher der Hütte ist der Meister, dessen Stelle der ihm zunächst stehende „Parlierer" vertritt. Dann folgen die Gesellen, Lehrlinge und Handlanger. Hat der Maurer seine Lehrzeit vollendet, so empfängt er — nebst den Erkennungszeichen als Anhänger des Bundes — ein bestimmtes Monogramm, das Werkzeichen genannt, welches neben seinem Namen in das Gesellenbuch eingetragen wurde. Es ist dies gleichsam sein Wappen, welches er — als Probe der Geschicklichkeit — in den Stein zu meißeln hatte. Solche Chiff-

ren, auch Steinmetzzeichen genannt, bestanden aus Zusammensetzungen von geraden und krummen Linien in mannigfach verschiedenen Kombinationen und kommen beinahe an jedem gotischen Gebäude vor. Wir finden solche auch in den Engadiner Kirchen der damaligen Zeit, neben dem Namen des Erbauers. Neben diesen Vorschriften gab es auch solche über Religion und Sitte, Bestrafung von Vergehen, und andere. Geringere Fehler wurden mit Rüge und Bußen, größere und Wiederholungen mit Ausschließung aus der Bruderschaft bestraft.

Solche Vereinigungen gaben dem Berufsleben eine höhere Weihe; auch stärkten sie das Bewußtsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit ihrer Vertreter. Der gegenseitige Austausch von Erfahrungen war belehrend. Es erhielt sich der Besitz einer gewandten Technik. Genauigkeit und Sauberkeit in der Ausführung der Bauwerke wurden als Haupterfordernisse betrachtet.

In der Zeit der Spätgotik im 15. Jahrhundert hatte sich eine eigenartige Sitte der Kirchenerbauer eingebürgert, welche in damaliger Zeit besonders auch im Bündnerland ziemlich allgemein gebräuchlich wurde. Es ist dies die sog. Wandertätigkeit der Steinmetzen und Baumeister. Dieselben waren nämlich zur Ausübung des Kirchenbaues nicht immer an einem bestimmten Orte seßhaft. Sie zogen — je nach Bedürfnis und Wirksamkeit — von einem Ort zum andern. Wenn eine Gemeinde einen Kirchenneubau beschlossen hatte, dann berief sie einen erprobten Wanderbaumeister zu sich, gleichsam „auf die Stör". Ähnlich wie man früher — teilweise geschieht es auch jetzt noch — gewisse Berufshandwerker, z. B. Schneider und Schneiderinnen, Wäscherinnen, auch Schuster, Sattler etc. „auf die Stör", das heißt zu sich ins Haus nahm und durch dieselben in der eigenen Wohnung, gegen freie Kost und sonstige Entlöhnung, Tages- oder auch ganze Wochenarbeiten ausführen ließ, so verdingte sich der damalige wandernde Kirchenerbauer bei der betreffenden Gemeinde für die Zeit seiner dortigen Wirksamkeit. Der Meister schlug dann seine Wohnung in der Gemeinde auf, errichtete mit seinen Gesellen neben dem Kirchenbau eine „Bauhütte" oder Werkstätte, und blieb dann dort bis zur Vollendung des Baues, oder wenigstens so lange, als die Oberaufsicht und Leitung desselben es erforderte. Häufig kam es auch vor, daß der Baumeister und seine Mitarbeiter während ihres Aufenthaltes in

der betreffenden Gemeinde abwechslungsweise bei den einzelnen Familien zum Essen erscheinen durften und von denselben verköstigt wurden.

Im Engadin waren als Kirchenbaumeister tätig: Wilhelm von Plurs, Wernardus von Puschlav, Andreas Büehler von Gmünd und Stephan Klain. Von Wilhelm von Plurs stammt der Umbau der Kirche St. Gian bei Celerina vom Jahre 1478, noch ganz im romanischen Baustil gehalten. Wernardus von Puschlav erbaute im Jahre 1515 die jetzige stattliche Kirche St. Andreas in Campovast in schöner Gotik.

Andreas Büehler — sein Name ist nicht überall genau gleich geschrieben — war der Schöpfer der schönen St. Peterskirche von Samaden in den Jahren 1491 und 1492. Hier schreibt er sich, laut Inschrift im Kirchengewölbe, „Andres Püehler". Kurz vorher, im Jahre 1490, hatte er die Kirche in Scharans erbaut und dort seinen Namen als „Anntres Püehler" mit demselben Werkzeichen hinterlassen. 1497 erbaute er die Stiftskirche S. Vittore von Poschiavo und verewigte sich am Chorbogen als „Büchler". „Anno Domini 1506" vollendete er die Kirche St. Maria in Thusis, die jetzige reformierte Pfarrkirche, mit den prachtvollen Gewölben, als „meister andres bühler von gmyndt us kernten"[8] (Gmünd in Kärnten), mit dem nämlichen Werkzeichen wie im Engadin und in Poschiavo. Auch der Chor der Kirche von Zillis, sowie die Kirche in Safien-Platz sind von ihm erbaut worden. In Zillis schreibt er sich „Andres Büchler", das Werkzeichen aber ist das gleiche wie anderwärts.

Auch von Stephan Klain, einem andern genialen Meister, finden wir innerhalb des Kantons Graubünden eine Anzahl prächtiger Bauwerke, im Engadin die Kirche von Silvaplana vom Jahre 1491. Einige Jahre früher, 1484, hatte er das überaus zierliche Sakramentshäuschen im Dom von Chur errichtet, ein Meisterwerk gotischer Architektur. Von ihm stammt auch der jetzige Bau der St. Martinskirche in Chur, der größten von allen spätgotischen Kirchen in Graubünden. Sie wurde nach dem Brande von 1464, der einen großen Teil der Stadt Chur einäscherte, in den Jahren 1476—91 auf den Überresten einer früheren romanischen Kirche errichtet. Der

[8] Rahn, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, S. 536.

Name des ehrwürdigen Meisters steht am Chorbogen. Im Prätigau erbaute er 1487 die Kirche von Luzein, und wahrscheinlich 1488 auch diejenige von Langwies. In Luzein steht sein Name als „Meister Steffan" und sein Werkzeichen. In Langwies ist das Werkzeichen etwas verschieden, aber doch vielleicht auch von ihm. Es ist möglich, daß zeitweise auch zwei oder mehrere Meister der Gotik zusammen arbeiteten.

Infolge des Rachezugs der Österreicher im Jahre 1499 waren die meisten Engadiner Dörfer durch Brand und Verwüstung größtenteils zerstört worden. Die Gestaltung der zu erneuernden kirchlichen Gebäude oder Teile derselben stand noch unter dem Einfluß des gotischen Baustils. Die anderwärts um 1500 beginnende Renaissancestilperiode konnte hier noch nicht Fuß fassen.

Im 16. Jahrhundert wandte sich auch das Engadin der neuen Bekenntnisform des christlichen Glaubens zu. Im Vergleich zu anderen Orten sehr spät wurde die Glaubensänderung im Oberengadin durchgeführt: in Pontresina 1549, in Silvaplana und Sils 1550, in Samaden und Bevers 1551, in Zuoz 1554, in Ponte-Campovasto 1561, in Scanfs 1570, in St. Moritz und Celerina erst 1576 und 1577. Für den gottesdienstlichen Gebrauch benützte man die vorhandenen alten Gotteshäuser. Freilich entsprach deren Bauart nicht mehr in allen Teilen ihrer jetzigen Verwendung. So hatte z. B. der Chor, in welchem vorher der Hochaltar aufgestellt war und die Chorstühle der Geistlichkeit ihren Platz hatten, keinen besondern Zweck mehr. Altäre und andere Gegenstände der katholischen Kultusform waren jetzt überflüssig geworden und wurden mehr oder weniger gewaltsam entfernt. Die alten romanischen und gotischen Kirchen des Mittelalters entblößte man ihres gesamten bildnerischen Schmukkes, vernichtete die alten Fresken und Wandmalereien oder deckte sie mit weißer Tünche zu. Leider sind dabei schöne Kunstwerke der Malerei und Skulptur, wie auch prächtige Werke eines hochentwickelten Kunsthandwerks, z. B. holzgeschnitzte Altäre, ferner Kelche, Meßgewänder und Paramente etc. dauernd verloren gegangen.

Nach der Reformation blieb die kirchliche Bautätigkeit durch längere Zeit hindurch unterbrochen. Die vielen religiösen und namentlich auch politischen Wirren und Kämpfe des ausgehenden 16. und nachfolgenden 17. Jahrhunderts waren für eine der-

artige Betätigung ungünstig und hemmend. Erst von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab, als die fremden Kriegsheere das rätische Land verlassen hatten, konnte das Volk an den Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens und an die Pflege der kulturellen Güter herantreten. Im Anschluß an die Errungenschaften einer früheren hochentwickelten Kultur- und Kunstepoche wurde auch in der Baukunst wieder Neues geschaffen.

Die mittelalterlichen Bauweisen des romanischen und gotischen Stils waren inzwischen verlassen worden. An ihre Stelle war im 16. Jahrhundert die Renaissance getreten. Da aber im Zeitalter der Reformation und des Renaissancestils auf rätischem Gebiet keine neuen Kirchen erbaut wurden, knüpft in der kirchlichen Baugeschichte des Engadins an die gotische Periode sozusagen unmittelbar der Barockstil an. Im Oberengadin sind in dieser Zeit eine beträchtliche Anzahl neuer Gotteshäuser entstanden oder ältere umgebaut worden. In mehreren Orten, wo sich die alte Hauptkirche abseits von den Wohnhäusern befand — so in St. Moritz, Celerina, Pontresina und Samaden — erbaute man nun mitten im Dorf eine neue Pfarrkirche und benützte dann nachher die alten, außerhalb des Dorfes liegenden mittelalterlichen Gotteshäuser nur noch als Friedhofs- und Begräbniskirchen. Außer in den eben genannten vier Gemeinden entstanden damals solche Neu- oder Umbauten von Kirchen auch noch in Sils, Campfèr, Bevers, Ponte, Madulein und Cinuskel. Alle diese Kirchen sind, obschon in die Zeit des sonst dekorativ üppigen Barockstils fallend, doch sehr einfach in ihrer Anlage und baulichen Gestaltung ausgeführt. Als reformierte Predigtkirche dienend, sind bei denselben — zum Unterschied von den früheren katholischen Kirchen — alle Ausbauten, wie Chöre, Seitenkapellen etc. weggelassen und dadurch mehr Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Raumes erzielt worden. Auch suchte man, zum Zwecke des bessern Verständnisses des Kanzelwortes, mehr auf eine Zentralform des Grundrisses hinzuwirken, also an Stelle des Langhauses der alten Kirchen eine annähernd gleich breit wie lange, etwa quadratische Form des Kirchenraumes zu erzielen.

Das 19. Jahrhundert erzeugte keinen besondern Baustil mehr; man baute nach Belieben, oft sogar in geschmackloser und unverstandener Weise frühere Baustile nachahmend. Erst in der neuesten Zeit geht wieder — sowohl beim Profanbau,

als auch bei kirchlichen Bauten — ein frischer gesunder Zug durch die Architekturwelt. Die Zweckmäßigkeit, der Hauptgrundsatz einer guten Bauweise, wird wieder obenan gestellt. Die Schönheit des Gebäudes wird durch gute, zweckentsprechende Gruppierungen der einzelnen Teile, sowie maßvolle Anwendung einfacher, aber edler Architekturformen zu erreichen gesucht und alles überflüssige Beiwerk weggelassen. In verständigem, aber freiem Nachempfinden der alten Stilformen werden die Neubauten nach den Grundsätzen eines gutverstandenen Heimatschutzes der Umgebung richtig angepaßt. Zugleich aber wird dabei auch den Erfordernissen der Neuzeit in gebührender Weise Rechnung getragen. Die letzte, neueste Gruppe der Engadiner Kirchen zeigt uns mehrere hübsche Beispiele dieser Art. Es sind dies meist katholische und anglikanische Kirchen in den drei Oberengadiner Kurorten St. Moritz, Pontresina und Samaden.

B. Besprechung der einzelnen Kirchen.

Eine Zusammenstellung oder Einteilung der verschiedenen jetzt noch vorhandenen Oberengadiner Kirchen kann — außer nach der bereits im I. Teil besprochenen historischen Rangordnung als Haupt- oder Mutterkirchen, Filial- oder Tochterkirchen, sowie Kapellen u. a. — auch von baugeschichtlichen und stilistischen Gesichtspunkten aus erfolgen und möge hier in einer kurzen Übersicht der Einzelbesprechung vorausgeschickt werden.

Nach der Zeit und Art ihrer Entstehung oder baulichen Veränderung, sowie nach ihrem eigenartigen Stilcharakter, soweit derselbe nicht durch geschichtliche Ereignisse zu sehr beeinflußt oder verwischt wurde, lassen sich vier Hauptgruppen unterscheiden:

a) Kirchen des romanischen Baustils (älteste Zeit bis etwa 1450);

b) gotische Kirchen (etwa von 1450 bis zirka 1520);

c) Kirchen der Spätrenaissance und des Barockstils (17. und 18. Jahrhundert);

d) neuzeitliche Kirchen.

Es ist aber sehr schwer, zwischen den drei ersten dieser vier Gruppen eine bestimmte Trennung durchzuführen oder scharfe

Grenzen zu ziehen, da die meisten Kirchen vielfache Veränderungen und Umbauten aufweisen, so daß ihr einheitlicher Stil manchmal gestört ist. Auch möge man wohl beachten, daß durch das zähe Festhalten am Alten, das den Alpenbewohnern eigen ist, sich manche stilistische Arten der Bauweise hier viel länger erhielten als anderswo. Während anderwärts der romanische Baustil in die Zeit vom Jahre 1000 bis ungefähr 1250 fällt, erhielt sich derselbe hier — besonders bei Türmen — bis ins 15. Jahrhundert hinein. Daß manche der zahlreichen romanischen Kirchtürme, welche sich von den wirklich alten durch schlechtere Bauart unterscheiden, einer späten Zeit angehören, sei hier nur nebenbei bemerkt. Auch der gotische Stil, der in andern Ländern etwa von 1250 bis 1500 üblich war, erscheint hier als äußerste Spätgotik erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts und erhielt sich dann bis ungefähr zur Reformationszeit.

a) Teilweise romanischen Stil zeigen noch die Kirchen: St. Maria in Pontresina und St. Gian in Celerina; außerdem die jetzt profanierte ehemalige Kirche St. Sebastian in Zuoz und Capella bei Scanfs, letztere nur noch Ruine.

b) Zum gotischen Stil, teilweise mit romanischen Türmen, gehören: St. Maria in Silvaplana, erbaut 1491; St. Peter in Samaden, erbaut 1492; St. Maria in Scanfs, erbaut 1493; St. Katharina und Barbara in Zuoz, erbaut 1499; St. Luzius und Florin in Zuoz, erbaut 1507; St. Andreas in Camogasc, erbaut 1515. Als weitere Kirchen dieser Gruppe, deren Bauzeit oder Umbau nicht genau bekannt ist und wahrscheinlich erst in das Ende des 16. oder den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt, wären noch zu erwähnen: St. Maria in Cresta-Celerina, St. Rochus in Campfèr und St. Bartholomäus in Madulein. Die Kirche St. Michael in Sils-Baselgia, ursprünglich sehr alt, gehört in ihrem Umbau schon eher dem Barockstil an. Von den Unterengadiner Kirchen des gotischen Stils seien erwähnt die Kirchen von: Schuls, erbaut 1516; Remüs (Sankt Florin), erbaut 1522, und Ardez (St. Luzi), erbaut 1577, letztere mit Emporen in Renaissance.

c) In die Zeit des Barockstils (17.—18. Jahrh.) fallen die reformierten Pfarrkirchen in Cinuskel 1615, Pontresina 1640, Celerina 1669, Bevers 1672, Ponte 1680,

Sils-Maria, Samaden 1772, St. Moritz 1786, Kirchlein im Fextal und im Sulsanatal.

d) Kirchen der neuesten Zeit sind: die anglikanischen in St. Moritz, Samaden und Pontresina; die katholischen in St. Moritz-Dorf und -Bad, Samaden, Pontresina und Maloja; die reformierte Kirche in St. Moritz-Bad.

Für die nun folgende Einzelbesprechung der Oberengadiner Kirchen aus alter und neuer Zeit — und der mit ihnen in Beziehung stehenden geschichtlichen Ereignisse und Personen — wähle ich die geographische Reihenfolge der einzelnen Ortschaften, vom obersten Teil des Tales ausgehend. Es werden dabei auch solche Gotteshäuser erwähnt, welche zwar urkundlich verzeichnet, aber gegenwärtig nicht mehr vorhanden oder in kirchlichem Gebrauch sind.

Sils. Das Dorf zerfällt in zwei Teile, von denen jeder seine eigene Kirche besitzt.

1. Sils-Baselgia, der alte, am Ausfluß des Inn aus dem Silsersee liegende Dorfteil hat eine dem hl. Michael geweihte Kirche, welche erst 1496 in einer dortigen Urkunde genannt wird. Die älteste Glocke im Turm aber trägt die Jahrzahl 1446. Die Kirche in ihrer ursprünglichen Anlage ist jedenfalls sehr alt; der jetzige Bau ist aber ganz im italienischen Charakter des Barockstils ausgeführt. Sehr eigenartig wirkt der alte Turm, dessen Spitze ein gemauerter und verputzter Steinkegel ist, wie man solche im Tessin vielfach vorfindet.

2. Der größere, am Ausgang des Fextales liegende Teil des Dorfes, Sils-Maria genannt, hat den Namen keineswegs, wie man häufig annimmt, von einer Marienkirche erhalten. Vielmehr wird derselbe in älteren Urkunden stets Mayria, d. h. Meierei, geschrieben. Die jetzige reformierte Pfarrkirche daselbst wurde erst nach der Reformation gebaut.

3. Das „Liber magnus officiarum" von 1494—1524 im bischöflichen Archiv von Chur erwähnt auch eine Ecclesia S. Laurentii zu Sils. Diese mag wohl im Quartier Maria gestanden haben, vielleicht an der Stelle der jetzigen neueren Pfarrkirche daselbst, und der Hauptkirche St. Michael in Sils-Baselgia untergeordnet gewesen sein.

Zur Pleiv, d. h. Pfarrei von Sils gehört auch noch das anmutige Kirchlein von Crasta im Fextal, St. Marga-

retha. Dasselbe liegt mitten im Tale auf einer kleinen Anhöhe, 1948 m über Meer. Es gehört trotz seiner an den romanischen Baustil erinnernden halbrunden Chorapsis, welche möglicherweise auf eine ältere Anlage schließen läßt, in seinem jetzigen Aufbau eher einer späteren italienischen Kunstepoche an, worauf besonders auch das sog. „Glockenjoch", eine Art Dachreiter, über der hinteren Giebelmauer aufsitzend, hindeutet. Das unter dem gemauerten Jochbogen offen sichtbare Glöcklein trägt die Jahreszahl 1763. Dieses überaus liebliche Kirchlein fügt sich vortrefflich in die großartige Gebirgsszenerie ein, trotzdem es ganz südlichen Charakter hat.

Auf dem Malojapaß, der aber territorial nicht mehr zum Engadin, sondern bereits zum Bergell gehört, befindet sich auch eine kleinere katholische Kirche neueren Datums.

Silvaplana. Die einzige (im herwärtigen Dorfteil liegende) Kirche St. Maria wurde in ihrer jetzigen Gestalt im Jahre 1491 von Stephan Klain erbaut. (Das Datum bezieht sich auf das Chorgewölbe.) Der Turm ist aber in seinem untern, romanischen Teil viel älter und stammt vielleicht noch von der ursprünglichen Klosterkirche, die sich da befand, her. Nach einem Manuskript im bischöflichen Archiv in Chur bestand nämlich in Silvaplana schon im Jahre 1233 ein Männerkloster.

Wann sich die Kirchen von Silvaplana und Sils, welche schon im Jahre 1356 als Kapellen erwähnt werden, von der Mutterkirche in St. Moritz trennten, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Vermutlich geschah dies in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; denn beim Beginn der Reformation daselbst, um 1550, erscheinen sie bereits als eigene Pfarreien.

Die jetzige Kirche, in gotischem Stil ausgeführt, hat im Innern schöne Gewölbe. Der obere Teil des Turmes mit seinem hohen Zeltdach stammt wohl aus etwas späterer Zeit. Die beiden Glocken zeigen die Jahrzahl 1652.

Surlej (lat. Supra lacum), jenseits des Inns, zu Silvaplana gehörend, soll in alter Zeit so groß wie Silvaplana gewesen sein und gleich viele Einwohner gehabt haben. Es ist aber infolge von Verwüstungen des mittendurch fließenden Bergbaches und namentlich durch das Hervorbrechen eines ungeheuren Schuttkegels aus dem darüber liegenden Gletscher in den Jahren 1772, 1793 und dann neuerdings 1834 nach und nach zerstört

worden und nunmehr ganz verödet. Die dortige Kirche San Nicolò war im Jahre 1757 neu aufgebaut worden, ist jetzt aber nur noch als Ruine vorhanden.

Campfèr, in kirchlicher Beziehung einst zu St. Mauritius gehörend, ist gegenwärtig eine Filiale der Pfarrgemeinde von Silvaplana. Die Kirche St. Rochus stand früher unter bischöflicher Verwaltung und besaß wahrscheinlich eigene Einkünfte. In ihrer jetzigen Gestalt scheint sie im 17. Jahrhundert erbaut oder erneuert worden zu sein. Sie zeigt im Innern eine Nachahmung spätgotischer Gewölbe, mit Gräten, die nur zum Scheine formiert sind. Ähnliche Gewölbebildungen sehen wir auch in den Kirchen von Cresta (Celerina), Cinuskel und Sulsana, im Unterengadin in Brail, Ardez und Manas.

St. Moritz hat gegenwärtig fünf Kirchen verschiedener Konfessionen. Wollte man noch die erste und älteste, jetzt abgebrochene St. Mauritiuskirche, von welcher nur noch der „schiefe Turm" vorhanden ist, dazu zählen, dann wären es deren sechs, drei im Dorf und drei im Bad.

1. St. Mauritius ist eine der drei ältesten Oberengadiner Haupt- und Mutterkirchen. Laut einer Urkunde von 1356 bildeten St. Moritz, Silvaplana und Sils zusammen damals nur eine Kirchhöre oder Sprengel, und es wurde diese große Pfarrgemeinde, trotz ihrer Ausdehnung von etwa drei Stunden in der Länge, durch einen einzigen Geistlichen versehen. Infolge von Streitigkeiten wurde für die Abhaltung des Gottesdienstes eine Rangordnung festgesetzt, laut welcher derselbe abwechselnd bald in diesem, bald in jenem der drei Dörfer gehalten werden sollte. Insbesondere wurde auch für die höchsten Festtage des Jahres bestimmt, an welchem der drei Orte die erste, dann die zweite und zu Weihnachten sogar die dritte Messe gefeiert werden solle. Dabei erscheint die Kirche von St. Moritz — wohl als Mutterkirche — immer am meisten begünstigt.

Im 15. und 16. Jahrhundert war St. Moritz ein berühmter Wallfahrtsort, zu welchem namentlich Italiener in großer Anzahl pilgerten. Papst Leo X. (1513—1521) hatte nämlich im Jahre 1519 die Kirche St. Mauritius mit einem besondern Ablaß begünstigt. Im Jahre 1525 amteten an derselben vier Geistliche, ein Pfarrer, ein Vikar, Frühmesser und Kaplan. Die Kirche befand sich zuoberst im Dorfe beim alten Friedhof. Sie mußte vor

mehreren Jahren wegen Baufälligkeit und Einsturzgefahr niedergelegt werden, zuerst der Chor, später auch der übrige Teil der Kirche. An dem noch stehenden, schief gewordenen Turm liest man die Jahrzahl 1573. Dies kann aber nur das Datum einer Erneuerung des obern Turmaufbaues sein; denn der untere Teil desselben zeigt noch romanische Architekturformen. Das älteste Glöcklein — welches früher im Turme hing — stammt aus dem Jahre 1486 und hat folgende Inschrift: „Ave Maria gratia plena, Dominus tecum + Christus rex veni + In pace et Deus homo factus est. * Mbrosius [Ambrosius] me fecit, MCCCCLXXXVI." Darunter vier Reliefs mit Jesus am Kreuz und Figuren von Heiligen. Unten am Rand steht dann noch: „Hoc opus fecit fieri Dns Johannes de Potrexina [Pontresina] istam campanam in honore Sancti Spiritus."

2. Im Jahre 1786 erfolgte der Bau einer neuen reformierten Pfarrkirche unten in der Mitte des Dorfes, und zwar (wie berichtet wird) wegen Geldmangel nur in sehr einfachen Formen und ohne Turm. Diese Kirche wurde 1896/97 in zierlicher Barockarchitektur erneuert und verschönert. Zugleich wurde an dieselbe von Architekt Nikolaus Hartmann, Vater, ein schlanker, schön geformter Turm angebaut, dessen stolzer Spitzhelm hoch in die Lüfte ragt und dem jetzigen Dorfbild von St. Moritz ein charakteristisches Gepräge gibt.

3. Als dritte Kultusstätte im Gebiet von St. Moritz-Dorf ist die ältere katholische Kirche zu erwähnen. Auf der Anhöhe über Hotel Kulm, nahe bei der ursprünglichen St. Mauritiuskirche gelegen, wurde sie schon vor mehr als 50 Jahren als kleines Kirchlein (das erste katholische im Oberengadin nach der Reformation) errichtet, zu einer Zeit, als der begonnene größere Fremdenverkehr viele fremde Gäste nach St. Moritz und überhaupt ins Engadin führte. Dieses für die Zunahme der Bevölkerung allmählich zu klein gewordene Kirchlein wurde dann vor kurzer Zeit von Architekt Hartmann, Sohn, in gefälliger Weise erneuert und bedeutend vergrößert, mit einer Unterkirche (Vereinssaal) versehen, und macht jetzt in seiner Gesamterscheinung einen stattlichen Eindruck.

Eine halbe Stunde unterhalb des Dorfes befindet sich die Hotelstadt von St. Moritz-Bad. Die dort sprudelnde, stark eisenhaltige Sauerquelle ist schon im Jahre 1539 von Paracelsus als heilkräftig gerühmt worden und besitzt heute Weltruf. Im

Bereich von St. Moritz-Bad befinden sich drei Kirchen aus neuerer Zeit, nämlich eine englische, eine katholische und eine französisch-reformierte, Bauten von Architekt Hartmann senior.

4. Die anglikanische Kirche, zwischen Dorf und Bad gelegen, zeigt die Bauart des altnordischen romanischen Baustils in guter Nachempfindung.

5. Die katholische Kirche, nahe am See gelegen, ist in bezug auf den Baustil eine altchristliche Basilika, mit einem schlanken Campanile, der sich in den blauen Fluten des St. Moritzer Sees prächtig widerspiegelt.

6. Die reformierte Kirche befindet sich malerisch auf einer Anhöhe über den Bädern des Kurhauses und ist in gefälligen gotischen Architekturformen gehalten.

Bevor wir St. Moritz mit seinen vielen schönen Kirchen verlassen, möge nochmals dem alten „Schiefen Turm" auf der Höhe eine kurze Aufmerksamkeit geschenkt werden. Wenn es einerseits, im Zeichen des Heimatschutzes, sehr zu begrüßen ist, daß dieses älteste Bau- und Kulturdenkmal der Gemeinde St. Moritz noch recht lange erhalten bleibe, so macht es doch anderseits auf den Beschauer einen etwas wehmütigen Eindruck, diesen letzten Zeugen einer nicht unbedeutenden Vergangenheit so allein, ohne die ihm einst zugehörende Kirche, dastehen zu sehen. Es fehlt dem armen Kirchturm etwas, oder eigentlich die Hauptsache, nämlich die Kirche, d. h. der besondere Zweckgegenstand für das Vorhandensein und die Daseinsberechtigung eines Glockenturmes. Und nun fehlen natürlich auch die Glocken darin. Sie wären übrigens zwecklos und könnten auch gar nicht geläutet werden. Doch er bildet als sog. „Schiefer Turm" eine Sehenswürdigkeit von St. Moritz und nebst den Bergen und dem See das einzige Überbleibsel aus alter Zeit. Seit dem Abbruch der Kirche hat er sich noch viel stärker gesenkt, als dies früher der Fall gewesen sein mag. Es werden wohl die Fundamente nicht mehr so gut standgehalten haben, nachdem der Zusammenhang mit den Grundmauern des ehemaligen Gotteshauses gelockert war.

Schluss folgt.